

»Bist du denn jetzt hungrig?«

Ich nickte.

Wir fuhren durch P. Terry's, holten uns Veggie-Burger und teilten uns auf dem Heimweg einen Schoko-Shake – als sollte ich auch noch dafür belohnt werden, dass ich es wieder mal vermässelt hatte. Klar freute ich mich darüber, trotzdem ließ mich der Vorfall nicht los. Ich musste die ganze Zeit an meinen Dad und Portland denken.

Zu Beginn des Schuljahrs hatte Mom mir versprochen, dass ich Dad besuchen dürfte, wenn ich meinen Notenschnitt hielt und nicht mehr Schule schwänzte. Ich hatte mich auch wirklich angestrengt, aber es war nicht besonders gut gelaufen. Meine Noten sind mal so, mal so, und obwohl ich mich echt bemühe, nicht zu schwänzen, kann ich manchmal nicht anders.

»Du, Mom, wegen der Sommerferien ... ich meine, darf ich Dad trotzdem besuchen?«

Insgeheim hatte ich vor, Dad zu besuchen und dann einfach dazubleiben. Er unterrichtete Englisch in einer Kooperative für häuslichen Privatunterricht, die an die Farm angeschlossen war, auf der er jetzt arbeitete; die Kids dort bekommen Unterricht in praktischer Lebenserfahrung und sammeln Punkte fürs Ziegenmelken zum Beispiel oder das Ernten biologisch angebauter roter Rüben. Ein Paradies auf Erden! Mom und Iris würde ich zwar vermissen, aber ich gehörte nun mal eindeutig in ein »weniger strukturiertes Lernumfeld«.

»Ich weiß, dass du deinen Dad sehen willst.« Mom machte eine Pause. Keine wirklich gravierende Pause, höchstens ein oder zwei ungemütliche Millisekunden lang. »Aber so einfach ist das alles nicht. Zuerst mal müssten wir mit ihm sprechen, vielleicht hat er ja gar keinen Platz für Gäste ... tja, und dann wären da natürlich deine Noten ... und absolut kein Schwänzen mehr.«

Ich hörte ihr gar nicht mehr zu. Ein eingeschränktes Ja war so gut wie ein eindeutiges Ja. Ich musste meine Noten verbessern und alle Kurse besuchen, bla, bla, bla. Das war zu schaffen.

»Dir ist aber schon klar, Lily, dass sich nicht alle Probleme von selbst lösen, nur weil du deinen Dad wieder siehst.«

Ich nickte, damit sie wusste, dass ich ihr zugehört hatte, und starrte aus dem Fenster. Mom irrte sich. Denn mein Vater hatte mein allergrößtes Problem gelöst. Und es gab keinen Grund zu glauben, dass er nicht auch meine kleineren lösen konnte.

Mein Vater hatte mir das Lesen beigebracht.

In der zweiten Klasse stellte die Lerntherapeutin an unserer Schule fest, dass ich Legasthenikerin war. Sie riet meiner Mom, mir jeden Abend vorzulesen, aber Mom arbeitete nachts immer. Deshalb übernahm das Dad.

Anfangs las er mir die Warrior-Cats-Bücher vor und trank dabei Craft Bier. Als er die Nase voll von Katzenbüchern hatte, brachte er mir *Nancy Drew* und *Die drei ???* aus dem Secondhandbuchladen mit. Diese Bücher amüsierten ihn wegen ihrer heiter-naiven Anspielungen auf die Dreißiger- und Vierzigerjahre: harmlose Country-Club-Tanzveranstaltungen, deutsche Haushälterinnen, die hingebungsvoll Strudel zubereiteten, und Clubhäuser mit geheimen Tunneln, die aus Umzugskartons und irgendwelchem Gerümpel gebaut worden waren. *Nancy Drew* war der Übergang zu billigerem Bier: Tecate in Dosen. Ich lachte über Dads gesetzte Stimme, wenn er die Passagen mit Ned Nickerson, Nancys superanständigem Freund, las, und machte mir beim Einschlafen darüber Sorgen, wie Nancy es aus der Höhle am Meer schaffen sollte, bevor die Flut kam.

»Abwechselnd lesen«, wiederholte meine Mutter den Ratschlag der Lerntherapeutin. »Ein Absatz Dad, ein Absatz Lily.«

Dad saß neben meinem Bett und hielt das Buch zwischen uns, während ich mühsamst Wort für Wort buchstabierte.

Ich lernte etwa auf die gleiche Art lesen, wie Herakles es gelernt hatte, einen ausgewachsenen Bullen in seinen Armen zu halten: indem ich mit brachialer Gewalt Silbe für Silbe ergründete, so lange, bis ich auch längere und schwierigere Wörter schaffte. Anfangs las ich nur einzelne Wörter, dann ganze Sätze und irgendwann sogar Absätze.

Auf diese Weise lasen Dad und ich den gesamten *Harry Potter*, *Diebe im Olymp*, *Die Abenteuer im Wandschrank* oder: *Der Löwe und die Hexe*, *Tintenherz* und Diane Duane. Wenn die Wörter auf der Buchseite zu verschwimmen begannen, las Dad mir aus seiner eigenen Bibliothek mit Literatur des Mittelalters vor. Damals teilten meine Schwester Iris und ich uns schon ein Zimmer und sie hörte gespannt zu.

Dad las uns *Le Morte Darthur*, die *Physica* von Hildegard von Bingen, *Sir Gawein und der grüne Ritter* und *Die Liebesbriefe von Abaelard und Heloise* vor.

Etwa zu der Zeit, als wir mit Tolkien anfangen – abends ergänzt durch die *Prosa-Edda* und das *Nibelungenlied* –, hatte mein Vater den Wodka für sich entdeckt. Billig, gut zu verstecken und gehaltvoller als Bier.

Die Stunden, die Dad und ich zurückgezogen in meinem Zimmer verbrachten – ich las, er trank –, stellte ich nie infrage. Wir hatten unseren Spaß, aber auf Dauer konnte es nicht gut gehen.

Das Ende kam, als ich in der fünften Klasse war. Da erwischte Mom mich mal allein in meinem Zimmer, mit ihrem Exemplar von *Jane Eyre*.

»Liest du etwa?«, fragte sie. Sie hatte die Hände in die Hüften gestemmt und in ihren Augen sah ich etwas funkeln, das von tief innen kam und das ich als freudige Hoffnung interpretierte. Mom strahlte so was wie eine wilde Fröhlichkeit aus, die mich beunruhigte.

»Wie? ... Nein«, antwortete ich völlig überrumpelt. Aber ich fasste mich schnell wieder. »Das ist ein komisches Buch, mit der Sprache komme ich gar nicht klar. Worum geht's darin eigentlich?«

»Es ist eine Liebesgeschichte und handelt von einem Mädchen mit sehr strengen moralischen Wertvorstellungen. Das Buch ist schon älter, deshalb klingt seine Sprache vielleicht etwas gekünstelt, aber es ist wirklich gut.« Sie strich mir die Haare aus der Stirn und versuchte zu lächeln. Aber sie sah traurig dabei aus. »Du solltest es dir von deinem Vater vorlesen lassen.«

»Das mache ich.«

Ich hatte ein schlechtes Gewissen, weil ich gelogen hatte, aber eigentlich war ich eher erleichtert. Krise abgewendet! Mein Vater las mir *Jane Eyre* vor, für mich der zweite Durchgang, da ich es bereits zu Ende gelesen hatte. Aber das war mir egal. Mom war glücklich, Dad angenehm betrunken. Das Leben war golden.

Am Ende der fünften Klasse wurde ich in der Schule wieder mal getestet. Ich hatte meine Mutter noch nie so begeistert erlebt. Sie kam nach Hause und wedelte mit meinen Testergebnissen in der Luft herum.

»Deine Punktzahl in den phonologischen Tests ist immer noch relativ niedrig«, sagte sie. »Aber dein Textverständnis liegt über dem Durchschnitt. Du hast unglaubliche Fortschritte gemacht, Lily.«

Ich erfasste nicht gleich das ganze Ausmaß meiner Leistung, im Gegensatz zu meinem Vater, glaube ich. Er reagierte auf die Neuigkeit, dass ich in Leseverständnis einen Durchschnittswert von 98+ hatte, mit beklommenem Lächeln. Nie werde ich den Blick vergessen, mit dem er mich ansah. Es war, als wäre er mit einem Schlag auf dieser Welt zu nichts mehr nütze. Vielleicht wusste er aber auch, dass eine Scheidung nicht in weiter Ferne lag.

»Ich hab da von so einem Roman gehört, der *Sturmhöhe* heißt«, sagte ich. Hoffentlich übertrieb ich es nicht mit der naiven Tour. »Allerdings glaub ich nicht, dass ich ihn allein lesen kann. Ist wahrscheinlich eher was für Erwachsene, oder? Aber wir könnten ihn zusammen lesen.«

»Klar, Lil«, sagte Dad mit abwesendem Blick.

Wir lächelten uns alle drei zu. Der glücklichste Teil meines Lebens ging hier, in der fünften Klasse, zu Ende.



# 3

Es war noch dunkel, als meine Mutter mich am Montagmorgen weckte. Sie stand mit einer Tasse Tee und einer Scheibe Toast an meinem Bett.

»Iss das«, sagte sie. Sie wich nicht vom Fleck, obwohl sie bereits für ihren Job angezogen war – weiße Leinenbluse und perlenbesetzte Strickjacke im Stil der Fünfziger, die sie früher vielleicht mal als ironisches Statement getragen hatte, die inzwischen aber zu einem seriösen Kleidungsstück für sie geworden war.

»Es ist doch noch mitten in der Nacht.« Ich rollte mich auf die andere Seite, um einen Blick auf Iris' Bett zu werfen, das neben meinem stand. »Siehst du, Iris schläft auch noch.«

Meine Schwester war ein einziger lebloser Deckenberg. Normalerweise springt sie morgens wie Schneewittchen aus dem Bett, gleich bereit, Silber zu putzen und mit den Vögeln zu singen, aber heute war es so früh, dass selbst sie sich noch nicht rührte.

»Ich habe heute Frühschicht«, sagte Mom. »Und du musst dein Medikament einnehmen.«

»Das kann ich nicht auf nüchternen Magen.«

»Deshalb der Toast.« Sie schob mir den Teller zu.

Widerwillig biss ich in das Toastbrot. So früh am Morgen empfand ich jegliche Nahrungsaufnahme wie eine Menschenrechtsverletzung. Ich kaute zweimal, schluckte den Bissen mühsam runter und ließ mich wieder aufs Bett zurückfallen.

»Und jetzt das Medikament.«

Ich nahm die Tablette und schluckte sie, ohne zu zögern. Mom reichte mir zum Nachspülen den lauwarmen, schwachen Tee mit Milch.

»Du traust mir nicht mehr«, sagte ich.

»Ich habe nicht das Gefühl, dass du dein Medikament in der letzten Zeit genommen hast, Lily. Vielleicht hast du's ja vergessen. Ich dachte, ich helfe dir dabei, daran zu denken.«

In den letzten Monaten hatte Mom mir jeden Morgen eine Tasse Tee und einen Teller mit einer Scheibe Toast und einer Tablette neben mein Bett gestellt. Und jeden Morgen hatte ich die Tablette in einem alten Essiggurkenglas unter meinem Bett versteckt.